

Wort Gottes im Sinn der Selbstmitteilung Gottes verstehen zu können. Denn wenn die ganze Welt restlos in allem, worin sie sich vom Nichts unterscheidet, in einer einseitigen Beziehung auf Gott aufgeht (= Schöpfung aus dem Nichts im Unterschied zu dem vollkommen mythischen Verständnis des Autors [77]), dann läßt sich eine liebevolle Zuwendung Gottes zur Welt endgültig sinnvoll erst dann aussagen, wenn die Welt als in die Liebe Gottes zu Gott, des Vaters zum Sohn, aufgenommen verstanden wird. So ist die Rede der Schrift Israels von Wort Gottes, Bund mit Gott und Volk Gottes erst in einem trinitarischen Verständnis wirklich erfüllt und mit der Anerkennung der Transzendenz und Majestät Gottes ausdrücklich vereinbar. Dies zu sagen, heißt nicht, Gott „Vorschriften machen“ (45), sondern sich an die Regel halten, daß wir in bezug auf Gott nicht in einer Weise reden dürfen, die auf eine nachträgliche Leugnung unseres „Aus-dem-Nichts-Geschaffenseins“ hinausliefe. Und damit wird nicht etwa das AT abgewertet oder gar den Juden enteignet, sondern es wird behauptet, daß auch das wirkliche Verhältnis Abrahams zu Gott definitiv nur verstehbar ist, wenn nicht irdische Qualitäten seine Gemeinschaft mit Gott begründen, sondern sein Aufgenommensein in die Liebe Gottes zu Gott. So sind auch wir Christen im Glauben Kinder dieses Abraham. Der Autor hat es versäumt, sich mit dieser Begründung für die Notwendigkeit der Neuinterpretation der Schrift Israels als Altes Testament auseinanderzusetzen. Abgesehen von falscher Wiedergabe hat er die fundamentale hermeneutische Regel außer Acht gelassen, eine Aussage aus ihrem Kontext zu verstehen. – Der Autor unterläßt auch eine substantiierte Auseinandersetzung mit 2 Kor 3, 12–18, wonach außerhalb von Christus eine Hülle auf der Verlesung der Schrift liegt; es ist nur zu verständlich, daß er es vermeidet, diesen Text überhaupt wörtlich zu zitieren. Seine Auffassung, eine solche Stelle müsse von der antiken Schulrhetorik her verstanden werden und arbeite nämlich „mit Überzeichnungen und Übertreibungen“ (106), hat keinen Anhalt am Kontext und ist keine überzeugende Auskunft. Anstelle systematischer Einsicht bietet der Autor selber nur Rhetorik. Gewiß, der Autor hat das dringende und von uns allen geteilte Anliegen, das Verhältnis zwischen heutigen Christen und heutigen Juden, das zweifellos nicht in Ordnung ist, zu verbessern, und zwar auf der letztlich entscheidenden theologischen Ebene. Aber ob er diesem Anliegen durch so untheologische Vereinfachungen wirklich dienen kann, bleibt die Frage. Geradezu ärgerlich sind seine häufigen flotten Sprüche im Stil der „ex opere operato“-Bemerkung zum Tantum ergo (90).

P. KNAUER S. J.

NEUFELD, KARL HEINZ, *Fundamentaltheologie I. Jesus – Grund christlichen Glaubens* (Studienbücher Theologie 17). Stuttgart–Berlin–Köln: Kohlhammer 1992. 220 S.

Diese Fundamentaltheologie möchte gegen ein sonst vorhandenes „Defizit an Erinnerungs- und Erzählsprache“ (7) angehen und die Fundamentaltheologie von Jesus von Nazaret her begründen. Die Gestalt Jesu garantiere, „was von ihr weitergegeben ist, und nicht umgekehrt“. Jesus „will Vertrauen wecken, das sich letztlich begründet als absolutes herausstellen soll und dann auch offen ist für das, was bis zum Ende richtig und radikal ausgelegt der orthodoxe christliche Glaube von Jesus bekennt“ (14). In einem ersten Kapitel geht es um Jesus selbst, in einem zweiten um sein „Umgehen mit seinen Zeitgenossen als Teil seines Anspruchs“ (77) und in einem dritten um den „Anspruch des Evangeliums im Spiegel und Echo seiner Adressaten“ (136). Das vierte Kapitel ist die Wiedergabe eines bereits anderweitig veröffentlichten Artikels über Tendenzen heutiger Fundamentaltheologie. Die Gestalt Jesu, des „Mannes von Nazaret“ (passim), wird in dem ganzen Buch durchgängig in ungefähr dieser Sprache beschrieben: „Ein Umstand verdeutlicht sich so unübersehbar: dieses Reden ist nach Form und Inhalt ganz in den Kontext der sprachlichen und geistigen Voraussetzungen seiner Zeit eingebettet und muß seine Besonderheit durch diese Voraussetzungen vermitteln. Jesus spricht die Sprache der Menschen seines Volkes, er teilt Vorstellungen und Werte. Doch das ist nur die eine Seite, insofern das Sprechen in Gleichnissen eine Art ist, eine übergeordnete allgemeinere Deutung zum Ausdruck zu bringen, d. h. einen Anspruch anzumelden, der über den konkreten Raum und die je aktuelle Zeit hinausweist: die Wahrheit eines Gleichnisses bleibt zwar auf irgendeinen Raum und ir-

gendeine Zeit angewiesen, ist aber von einem konkreten Ort und einer konkreten Stunde unabhängig.“ (24) Der Rez. tut sich schwer, solches als Erzählsprache anzusehen; er hat auch sonst in diesem Buch keine Erzählsprache gefunden. Der Grundansatz des Werkes besteht in dem Versuch, aus möglichster Annäherung an den historischen Jesus auch die heutige Glaubensverkündigung plausibel zu machen. Ist nicht die erkenntnismäßige Reihenfolge umgekehrt? Nur wenn heutige Glaubensverkündigung sich wirklich als Wort Gottes verstehen läßt, läßt sich auch die Gotteshoheit ihres Urhebers im Sinn des Glaubens verstehen. Man kann nicht mit einer anderswoher vorausgesetzten Autorität Jesu die Autorität heutiger Glaubensverkündigung begründen, weil uns in Wahrheit die Autorität Jesu nur durch die Vermittlung der „viva vox evangelii“ überhaupt zugänglich ist. Es fehlt dieser „Fundamentaltheologie“ zugleich, wie man an den Ausführungen über die Auferstehung erkennen kann (55, 68), an der Sensibilität für den Unterschied zwischen historischem Wissen und Glaubenserkenntnis und für deren gegenseitige Inbeziehungsetzung im Sinn von DS 3015. Letztlich beruht hier alles auf einer Zirkelargumentation: „Wäre dieses Leben nicht universal, so hätte es sich gegenüber dem Tod nicht wirklich bewährt, denn der ist universal.“ (73) Die Argumentation des Vf.s erbringt nur, daß Jesus ähnlich wie Sokrates durchaus ein religiös überzeugender Mensch gewesen sein könnte: Jesu Mahnung sei „ständig durch sein eigenes Leben und durch sein eigenes Beispiel getragen; daraus bekommt sie ihre nicht anfechtbare Glaubwürdigkeit“ (113). Der Vf. selbst bezeichnet bereits auf S. 137 sein eigenes Verfahren als „eine Grundlegung des Glaubens (...)“, wie sie faktisch erfolgte und gelang“. An letzterem seien vorsichtige Zweifel angemeldet. P. KNAUER S. J.

KERN, WALTER, *Geist und Glaube*. Fundamentaltheologische Vermittlung zwischen Mensch und Offenbarung. Hrsg. Karl H. Neufeld. Innsbruck–Wien: Tyrolia 1992. 451 S.

Walter Kern zu Ehren, der von 1969 bis 89 in Innsbruck Professor für Fundamentaltheologie war, erschien dieses Buch im Jahre seines 70. Geburtstags, herausgegeben vom Lehrstuhlnachfolger. Es besteht aus einer Sammlung von Aufsätzen des Jubilars aus den vergangenen drei Jahrzehnten. Sie gewährt nicht nur einen Einblick in seine reiche wissenschaftliche Arbeit, sondern ist zugleich eine Standortbestimmung heutiger Fundamentaltheologie, wobei die philosophische Grundlagenarbeit stark ins Auge fällt. Einleitend gibt K. H. Neufeld einen Überblick über die Geschichte des Faches Fundamentaltheologie an der Universität Innsbruck, bzw. an dem alten Jesuitenkolleg, aus dem die Universität erwachsen ist. Wir erfahren, wie sich die zunächst vorwiegend durch die interkonfessionellen Streitfragen geprägte „Kontroverse“ des 17. Jahrhunderts zu der immer mehr auch den Anfragen der Aufklärung zugewandten „Polemik“ des 18. und der „Apologetik“ des 19. und 20. Jahrhunderts entwickelte. „Das vorläufig letzte Kapitel Innsbrucker Fundamentaltheologie schrieb Walter Kern“ (7). Dessen leitendes Anliegen faßt Neufeld in die Worte: „Es geht um einen Brückenschlag, und das ist die Aufgabe echter Fundamentaltheologie, die nicht hier oder dort Lager oder Festungen errichtet – mögen sie nun alt oder neu anmuten –, sondern die verbinden und Beziehung schaffen muß“ (27). Den Beweis für diesen von Kern stets praktizierten Stil der Theologie erbringen die hier zusammengestellten Aufsätze. Ich werde im folgenden jeden von ihnen mit einigen Stichworten charakterisieren, wobei freilich der für den Autor so typische Reichtum an Details notwendig vernachlässigt werden muß.

In dem kleinen frühen Aufsatz (1961) aus dem viel gelesenen Sammelwerk „Warum Glauben?“ wird das zentrale Thema einer philosophischen Vermittlung des christlichen Glaubens angeschlagen. Die Hauptthese daraus: Die Vernunft in ihrer Universalität ist wesentlich auf das Unendliche bezogen und damit auf Gott selbst. „Und was uns Gott als Mysterium des Glaubens offenbaren mag, das ist nichts anderes als die erfüllte ‚Innenseite‘ dessen, was wir im naturhaft ursprünglichen Wissen um das unendliche Sein immer schon ‚von außen‘ auf eine leere, unbestimmte Weise umgriffen haben“ (39). – Es folgt ein in der Fachwelt stark rezipierter Aufsatz über „Erkenntnis und Liebe“ bei „Hegel“ und „Thomas“ (1959). Anhand zahlreicher Textbeispiele wird zunächst die Verschiebung der Liebes- zur Erkenntnisthematik in der Entwicklung des